

SIMPLICISSIMUS

Bezugspreis vierteljährlich 6 Mark
Alle Rechte vorbehalten

Begründet von Albert Langen und Th. Ch. Zeine

Bezugspreis vierteljährlich 6 Mark
Copyright 1918 by Simplicissimus-Verlag G.m.b.H. & Co., München

Fortschritt im Westen

(Zeichnung von W. Thöni)



„Das nur einer befehlen soll, haben wir nun glücklich von den Deutschen gelernt — — jetzt brauchen wir nur noch zu lernen, was er befehlen soll.“



Gang zur Front

Ein Musketier schreit gen Spanamer.
 Sein Rock war grau vom Staube,
 Blau funkelt der Himmelsblau
 Auf seine Eisenhaube.

In einem Feldrain gruben zwei,
 Dort ist er fröhlich leben.
 Die Saatzeit ist doch schon vorbei,
 Warum sie legt noch grünen!

Drauf lächelten die beiden stumm
 Und röhnten sich am Spaten.
 Sie röhnten ihre Schellen um
 Für tote Kameraden.

Da tat dem fast die Krüge leid.
 Er pfiff was in die Winde,
 Und fauchte nur noch um Fischelid,
 Wie er die Kampftrift fand.

Das Ganze (Kampfszene)

Der Tag von Sanssouci

Von Peter Scher

Die junge Gutsherrin Rene hatte sich schon lange mit dem Gedanken beschäftigt, ihren und ihres Bruders Freunden auf Rindleben ein friedliches Fest zu geben, von dem sie sich für alle Beteiligten ein freundliches Aufstehen nach dem unerbittlichen Druck der letzten Jahre versprach. Ihr Bruder Fritz, der als Fliegerleutnant — wie er selber sagte — mit dem Tod um die Wette kokett schwebte, hatte ihren Plan mit Begeisterung ausgereiften und dem Unternehmen erst eigentlich Rückhalt gegeben, indem er die Idee dahin vertiefte, daß es eine Art „Charakterfest“ werden müsse, zu dem jeder — nicht das Kostüm, sondern weit lustiger

den Charakter einer bedeutsamen Figur aus dem Zeitalter der Begehrtheit anzusehen habe, über welchen Einfall sich Rene aufs Auserste entsetzte. Sie bemog den Bruder, die gleichzeitige Deutung der nur irgendwo abtönnlichen Freunde zu einem gewissen Zeitpunkt mit allen Mitteln zu betreiben, und setzte ihrerseits durch schmeicheleiche Bearbeitung der überhin recht verständigen alten Dame und durch behutsam gebelne Anknüpfung der benötigten Vorrede für alle Vorbedingungen zum Feste.

Nach Überenkunft mit Fritz würde Rindleben für die Dauer des Festes — das auf die Stunde genau einen Tag von zweihundfünfzig Stunden anhalten sollte — in Sanssouci umgetauft — etwas feindlich zwar, wie Rene meinte, aber von ihrem Bruder mit höchstgenügsamer Entschlossenheit als unerlässlich gefordert.

So war nun alles in Erwartung bereit, und richtig langten auch zur vorgekommenen Zeit die Ankunftsmitteilungen Fritzens und der Freunde ein, die ihren Urlaub ermöglicht hatten — bis auf zwei, von denen der eine in letzter Stunde von Weins gefallen und begraben, der andere auf eine Kreuzfahrt in den Ozean ausgeschieden worden war.

Wie nicht anders zu erwarten, begeisterte der Himmel einem so freundlichen Unternehmen seine Gunst in reichlichem Maße. Friesen und Wälder der Rindleben strömten vom grünen Glanz verheißender Fruchtbarkeit. Kostloses Reisen am Tag in unterbrochenem Wechsel köstlich warmer Güsse in den Nächten bereitete die Gemüter des jungen Fiedelmanns von Rindleben und der alten Dame gleichermaßen zu dankbarem Frohsinn und ließ sie die Gäste mit Ungeduld erwarten.

Fritz war schon zwei Tage vor Anbruch des Festes eingetroffen und hatte dadurch die Stimmung der alten Dame, die in ihrem guten Herzen Tag und Nacht für sein Leben gitterte, bis zum äußersten feilsch erhöht. Er lebte durch Hans und Garten, hatte immer noch etwas anzuordnen, zu telegra-

phieren und geschmackvoll zu tun. Ebenso die junge Herrin Rene, die mit glänzenden Augen und hochroten Backen alle ihre zusammengetragenen Kostbarkeiten überprüfen mußte, immer wieder durch ängstliche Überfragen der alten Dame irritiert und bis zum letzten Augenblick in befähigter Angst, daß ihr Vorhaben womöglich durch eine gefährliche Mägd verraten und von der „Weltfretzlinge“ als weterlandlosches Beglännen gebrandmarkt werden könnte. Aber alles ging glücklich von statten; die Gäste trafen ein; vom wolkenlosen Himmel brannte die Sonne, daß das neugetaufte Landhaus Sanssouci wie ein Kaffeehaus aus seiner grünen Umgebung flamme; Geldscheit vermischte sich mit dem hell bläulichmehrenden Gesang der Wägel, und alles ergab eine milderndhaft unwirkliche Stimmung von Glück und barockloser Freude.

„Drei Tage“ rief ein langer Gewölkler im Tone ungläubigen Staunens aus, als Rene mit herzlichem Blick befragte. „Ein dreitägiger Tag“ sagte, sprang er mit einem Raubvogelstreich in die Höhe, aberlang sich in der Luft und stand auf beiden Seiten da, alle mit glücklichem Jungensicht umfallend, apppellnd und hastlich, ein junger Hund, wie er war.

Väng! ging auf einmal ein Gongschlag auf der Zeranda los, und Fritz rief ungeduldig: „Man an die Bewe!“

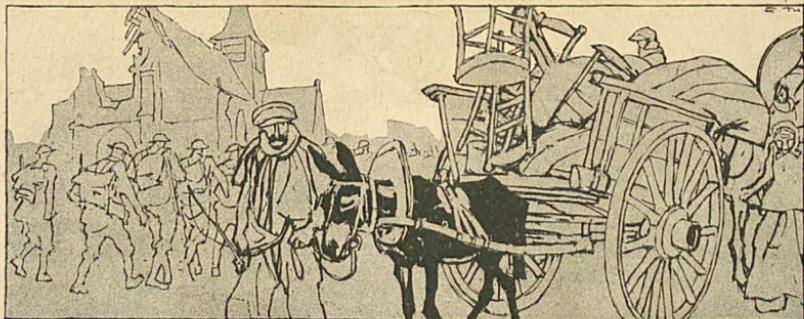
Der Herron führte Rene.

Die alte Dame schlen, am Arm des Sohnes, vor Glück zu schwelgen.

Der Künstler Meyer tänzelte neben Denss Freundin Hellu, die unbehindert blend die Welt durch ein goldenes Vorhang schloß. Selbst Goetters, selbst Hindenburg hätte sie durch ihr goldenes Vorgehen — ein bläuliches kühl — befehen.

Die Tochter des Landrats ging mit dem schlanken Dichter, der unter der Post seiner hohen Kultur etwas gebeugt, aber sonst ganz menschlich nahe einherging. Andere folgten.

Auf der Terrasse hingen die Gläser. Man lehnte



(Zeichnungen von G. Zofen)

In Korkbüchsen, trank ein Glas mit feinem Gegenüber und gleich noch eins mit allen im Kreise; hatte beide Arme bequem aufgelegt; umfahnte mit liebevollem Blick die Rodrons- und Magnoliengruppen im Pflanzengrund, die Buchen und Linden in der Gartenfeste. Geltdröts, auf einem Rosenrandel, unter einem Korbregenbaum, lauschte mit geräuschiger Ruhe gebohrnen Köpfchen ein kleiner jähmher Rebhock.

Die alte Dame, von der Bonole und mehr noch vom ungenohnten Glüh erwidert, zog sich freundlich zurück, und nun war es, als ob ein leibter leichter Nebel von Befangenheit sich teilte und alle ingedenlichen Gwalten inniger gegeneinander hin treibe.

Der Cereoflyer erhob sein Glas auf Lenes Wohl, und als sie ihm, von Freude gerührt, noch herzlicher dankte, als er es sich gewünscht haben mochte, konnte er sich nicht im Jaum halten. Mit drei Sätzen war er unten auf dem Rasen, hob den erstarrten kleinen Rebhock mit beiden Armen hoch und küßte ihn auf das schnappende Maul, worüber alle in ein endlos vergnügtes Gelächter einstimmen. Demwischen begann Fritz sein „Charakterfest“ zu inszenieren. Er charakterisierte den dazwischen anwesenden Baron als den Herrn Orselmbereits

von Goethe und den nahe dabei stehenden Künstler Meyer als Herrn Czermann, was sich sogleich als ein glücklicher Geiriff auswies, indem die beiden Herren — der Baron mit einem höchst perfidierenden Ton lester, vornehmster Lebensgefährlichkeit, der Künstler Meyer mehr mit einer natürlich-kommissiven Anlage, sich in eine ihm zugewiesene Rolle mit einigen Witz zu schlüßen — in der Folge auf eine wortschaft erquickliche Zeit im Goethe-Czermannischen Protzigenstil Konversation machten.

Die blond-kühle Hella, der das Spiel ausnehmend gut gefiel, erwähnte sich als „ihren“ Charakter Webedinde Vulu, während der Cereoflyer, literarisch nicht sehr erfahren und überdies noch nicht allzu lange der Karl-Max-Späße entwachsen, kurz entschlossen ausrief: „Ich wähle Winnetou, den roten Gentleman“, was die gegenüber stehenden Herren Goethe und Czermann sogleich zu einer Klagen und einbringlich schärfenden Unterfindung über individualische Gebührende im allgemeinen und Karl Max, als den Gebühder bestelben, anregte.

Mittlerweile hatten sich alle ihre Charaktere gewählt, so die Kondratsdochter (mit einem beudlichen Blick nach dem wohlthierenden Baron) die Friederike Dron; so Fritz den von ihm sehr geliebten Valentin und endlich der schlank, von der Raß seiner

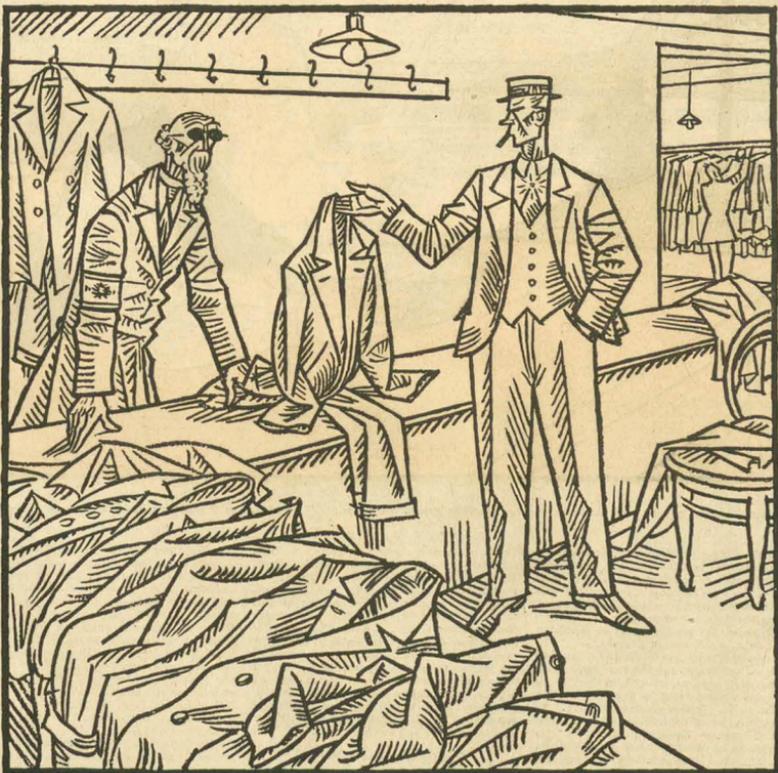
hohen Kultur nebenste Dichter, der lange abgerte, ob er einer ihm annähernd gemäßen Kulturverfeinerung habhaft werden könne und sich endlich doch — wenn auch immer noch feuzend — für Kallimich Gedichtsamd entschloß. Über dem allen war nur eben der Nachmittag lustig vergangen, und alle labelten in ihren Herzen, als Goethe Czermann bedächtlich zu erwägen gab, daß es möglich und zu loben wäre, wenn man den gemeinsam genossenen Stroben der Tafel ein in sich verjunktes Mandeln allein oder zu zweien folgen ließe, um sich des Abends und der Küße der Nacht doppelt froh bewusst zu werden.

Sie brachen also auf und zerstreuten sich im Park und weiter hinaus in den nahen Wald: der geistverherrliche Baron mit Vene (die so ganz sie selbst war, daß sich kein Charakter für sie hätte finden wollen), Winnetou und Valentin mit Vulu, Friederike Dron mit Czermann.

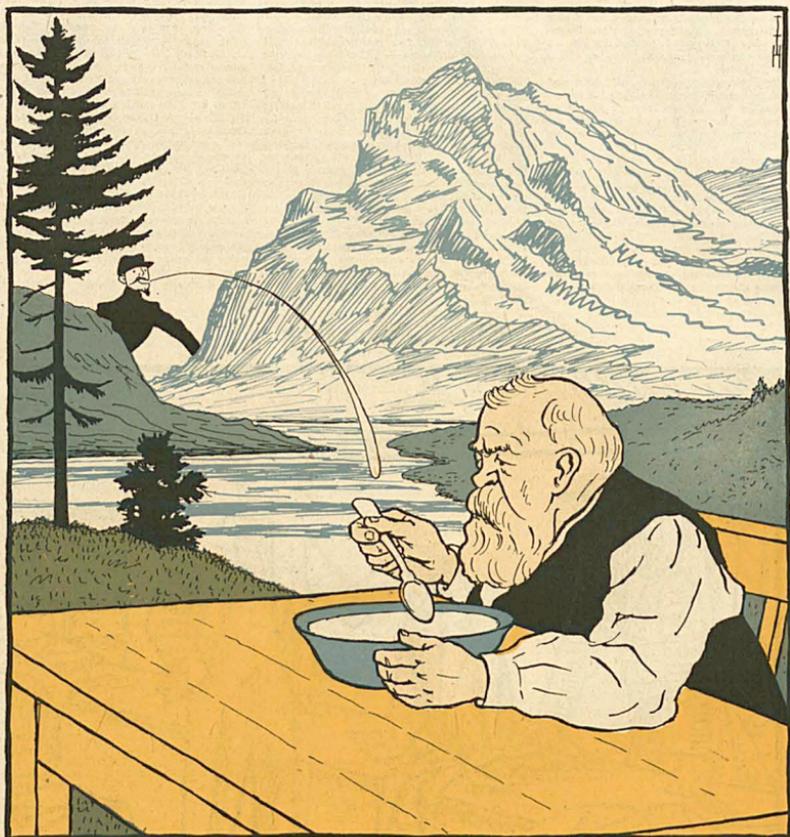
Einfam leuzend blieb der kulturbeladene Dichter zurück. Er hob verloben den Deckel der Bonolen-terrine, schönte gramoll, setzte sich dann auf das Rosenrandel unterm Goldregen, griff in die Weizenstange und begann melancholisch seine roßigen Fingerringel zu pulieren. Aus Park und Wald klangen hin und wieder

Starke Zumutung

(Zeichnung von G. Schilling)



„Was — von een' Beamten is der Anzug? Vrai Däivel, ich kann den Kemeleute-Jensch nich vertragen.“



Zum Beweis, daß sie auch ein welttragendes Geschäß haben, versuchen die Franzosen, den Schweizern in die Suppe zu spucken.

übermäßige Ehre. Willen und Osmaden muß-
 jerten aufgeteilt, und aus der Tiefe des Parter
 erkante in regelmäßigen Abständen das sonderbare
 Arr — rr — rr einer Schenke, was alles
 dem einsamen Dichter so wehmütig zu Herzen ging,
 daß er sein Nagelastunten fallen ließ und mit
 dem Gedanken: Wenn ich doch nicht so viel Kultur
 hätte! unter dem Wohlgeruch einschiel. —
 Nach dem Abendessen, als der Wolmond den Park
 überflutete und in allen das Gefühl weckte, daß sich
 so durch die Kunst eines freundlichen Geschicks die
 drei Tage wie von selbst in einen verschmolzen,
 sah Palmström, scheinbar angelehnt, am Tisch. In
 Wahrheit schaute er unruhig nach Kulu aus, die
 er in Winnetous Begleitung erwarbte. In
 Wahrheit schickte dieser aber auf Lenos Spuren,
 die wiederum ihre glänzenden Augen erfolglos nach
 dem Indianer schweifen ließ, während sie schein-
 bar ergeben den abguckenden Dienstleistungen lauschte,
 die der Dichter Friederich (welche ihrerseits nach
 ihrem Goethe-Ansichtspiel) nicht vertragen mochte.

Goethe wiederum lag unter einer Föhre hingestreckt,
 behaglich rauchend und meditierend, im Geise.
 Aber ihm im Raume kostete paradoxhaft sich ein
 Holstaubensparten beiseinander. Und der Baron,
 geistlich verfaulen und heiter ausgeglichen in einem,
 fühlte: Alles hier ruht wie das Bild einer geliebten
 Frau in meiner Seele. . . . indessen habe ich keine
 geliebte Frau — höchstens Frauen, die ich gelegentlich
 zu lieben meine. Ach! Er, Herrmann, mein Vater,
 wie sind recht kompliziert geworden — alles ist
 kompliziert geworden. . . . aber Frauen wie uns
 dessenungeachtet, daß es uns trotzdem noch gegeben,
 den Augenblick zu ergreifen — einer Stunde voll
 und ganz zu leben. . . . Wo — was ist das?
 Er schaute sich auf und laufte hinaus.
 Ein Lied.

D gib vom weichen Pflöde
 Träumen ein halb Gedicht;
 Bei meinem Gultenpflöde
 Schläfe — was willst du mehr?

Leno sang das Lied. —

Am Teiche war unterdes ein Wechsel eingetreten.
 Palmström, des langen Wartens müde und während
 über Kulus Unerschöpflichkeit, hatte sich Friederichs
 attackiert, welche ihren Baron ohnehin für brate
 verloren gab; sie wandelten unter den Korbhorn-
 bäumen. Statt Palmströms hatte Winnetou, im
 Herzen nach Kulu glühend, den Angelpfad am
 Teiche eingenommen, und binnen kurzen hatte
 Kulu den unabweisbaren Drang empfunden, auf
 dem Teich zu rudern.
 Sie hatten sich, kaum im Boote stehend, höflich
 umschlungen und geküßt.
 Und nun sang Kulu das Lied — für ihn. Er
 wußte es auf einmal genau.
 Armer Indianer! —
 Es' die Wäre sich's verfahren, waren sie mitten im
 zweiten Abschnitt des langen Tages. Der Künstler
 Mreze hätte unerschöpflich. Wenn er nicht eben
 an Goethen mit Erklärung bescheidenden Fragen
 herantrat — etwa dergestalt, wie es zu denken.
 (Fortsetzung auf Seite 133)

Die Lebendame und der Krieg



„Ich möchte mich so gerne nützlich machen, aber das einzige, was ich wirklich gelernt habe, ist der Tango.“

daß des Menschen Sinnen um so dringlicher auf Boule gerichtet sei, je seltener der Wein? — Dann sang er zur Lyre, läßt inzwischen auch die Klänge, Stimmen von Vögeln und Tieren lächelnd nachahmen und war in allem wohlgeruhet. Am Abend sollte, auf sein Betreiben, ein heidenmäßig vergnügtes Panoselt gefeiert werden.

Da, wo sich durch eine Luke in der alten Feldsteinmauer der Park in den Wald erstreckte, stand der verwitterte Sandsteinpfeiler. Hier wartete gegen Abend Yene auf den Ventnant Winnetou. Er aber ließ sich nicht blicken. Wie ein wahrhaftiger Indianer hinter Büschen lauernd verschlang er ihre Gestalt mit seinen Augen, festig und ruhevoll zugleich, weil er aus Trost und Gnost weiß warum Yaku geföhrt, die mitternachtsle: ihrem Charakter getreu, mit Ventnant Palmström auf dem Leich ruberte.

Am diesem Abend, nachdem sie den Gott mit Raub betraut hatten, geschahen die sonderbaren Dinge. Der von der Kalt seiner Kultur gebrachte Dichter, von Vollmond Wein und Vögel bezaubelt, erhob sein Glas, sagte nur: „Deutschland!“ und noch einmal: „Deutschland!“, schliefte festig, fiel auf die Knie und schien die Erde küssen zu wollen, wofür die alte Dame, die ihm lieber nicht sonderlich gut gewesen, ihm freudete, wobei sie gütig sagte: „Ein bißchen Freude — und alles ist gut!“

„Seh Er, Eckermann, mein Vater,“ hab der geortlierte Baron nun zu doliieren an — „Ich Er: so lind meine Deutsche. War oft vernehmen sie, die dem deutschen Wesen grundelgaine Lächelgait und Klarsicht gering achten und hinter nachrichten Land, flöhren er nur fremd und bedeuten sich ein-

mag, zurücktreten zu lassen. Aber Not wie Freude süßen uns gleichermaßen endlich wieder zu uns selber hin . . . Oda, Eckermann — was säumt er, meine Abreise zu beschließen?“

„Seht wohl, Ein, Erzählens“, sagte Eckermann ein wenig zerkert, denn er war über dem schwierigen Problem des Bahnenkreises gewesen, den er folglich etwas unvermittelt, aber tüchtig aufgefacht erschollen ließ. Alle lachten festig, auch die alte Dame, die sich heute aus vollen Bergen der Freilich und Jugend um sie her erfreute, wiewohl eine gelegentliche leise Neigung zur Wehmüt hinsichtlich des nahen Abschieds schon zu merken war.

Yene war diesen Abend nicht zum Singen zu bewegen; sie schien bei aller äußerlichen Heiterkeit leicht in Gedanken, was den Ventnant Winnetou in Jubel wie in schmerzlicher Sorge versetzt. Einmal, als alle in lebhaftem Gespräch und Begehren begriffen waren, beugte er sich zum Boden und überreichte einen Köhrenweh, auf den Yene getreten war, kehlig mit seinem Mund. Später schlug er sich in den Wald; es hielt ihn nicht, er mußte sich äußern und schob seinen Revolver in die Luft ab — dreimal, so daß alle zusammenluben und nach ihm schrien.

Vorabend kam er zurück.

Der volle Mond stand überm Wald. — Als wieder die Sonne schien, hielt es feiner für möglich, daß der Tag von Sansouci zu Ende ging und daß Goethe, Eckermann und Friederike, Palmström, Winnetou und Yaku sich als lieblich korrekte Herrschaften gegenüber lösen, die nun, noch immer herzlich zueinander, aber mit einem Gefühl düm-

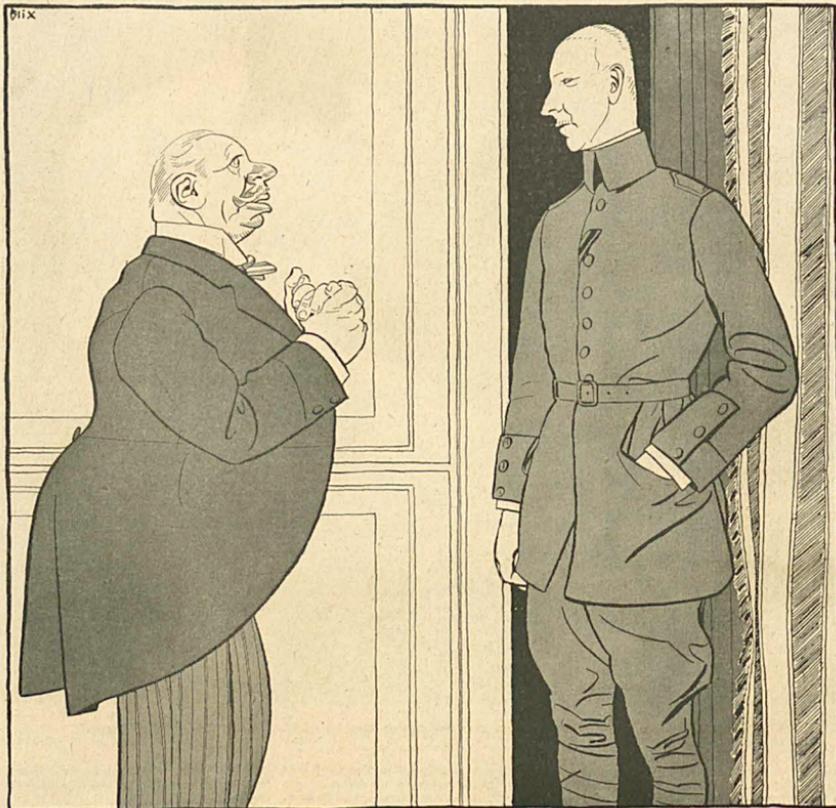
merender Befangenheit daran denken mußten, von einander zu gehen, um sich vielleicht nie wieder zu begegnen.

Noch einmal bewies ein guter Wein, daß sie sich reflexlos nahen, aber im Wesen der alten Dame war doch schon etwas von einer gewalttätigen Anspannung, so daß der Sohn ungeachtet seiner besseren Natur nicht umhin konnte, zuweilen ihr Gesicht mit einem scharfen Seitenblick zu streifen. Auch Yenes herzlich heiterer Miene war von einem verträumten Widerschein wehmütvoll verflört. Inzwischen gelang es dem Baron, indem er noch einmal geistlich perorizierte, und vorzüglich dem Künstler Mezer mit herzlichem Eckermannsind die Höhe der geistigen Stimmung zu erreichen. Der Flieger von Yaku blondem Gleichmut föhlt bemerkt, war ostentativ in Haltung, als er auf das Wort der alten Dame teant, wobei er ihr geistiges Wert wiederholte: „Ein bißchen Freude — und alles ist gut!“

Der bewiesene Winnetou sah einen Moment mit zusammengekniffenen Lippen, bis er mit einem Rauf sein Glas gegen Yene hob und mit heller Stimme die Lösung sagte: „Papier und Hart!“

Sie tranken wieder einer mit dem andern und dann jeder mit allen, während draußen schon die Pferde dampfen, die sie zur Resurrection bringen sollten. Die alte Dame ging, etwas schlappend, hinein — von Zeit gelöst, der bald wieder erschien, den Kopf zurückgeworfen, aber mit hellen Augen. Er trat an den Tisch und rief: „Silentium! Es ist wieder Krieg! Dan los!“

„Los!“ sagte der Herrsitzer, und es war, als ob



„Genga S., Herr Leutnant, wann S' zu mein' faisk a Klot kenma, nacha sehen S' sei a Mohnokel auf — nacha hat d' W'schicht glet an andern Schwung.“

er seine Pistole wieder in die Luft abgefeuert hätte.

Die alte Dame kam wieder heraus, aufrecht und freundlich wie je. Man küßte ihr gern die Hand. „Kinde! Ihr Kinde!“ sagte sie mit einem bebenden Achseln.

Lenz und der Seeoffizier gaben sich die Hände und saßen sich an; ein Kuß ging durch sie beide. Der Baron, der etwas entfernt aufmerkfam zusah, lächelte unmerklich — gortlich.

Der Ratgeber malte schon. Man lies unter leichten verbindlichen Worten ein. Die Pferde zogen an. Aus den winkenden Händen hob sich eine wie er-lact; die kannte Lenz wohl.

„Hallo!“ verklang eine Stimme schon weit.

Lenz wendete sich still zu ihrer Mutter.

Lieber Simplizissimus!

Von Zeit zu Zeit stellen die Regimenter Offiziere und Unteroffiziere zu Führerturen hinter der Front ab. Das legstmal bin ich auch dabei gewesen. Während der Vermittungspausen unterhalte ich ein

Berufscollegen, der es schon zum Leutnant gebracht hat, regelmäßig mit mir. Er findet offenbar keinen rechten Anstoß bei seinen Herrn Kameraden, denn erstens ist er zu gemächlich für einen richtigen Leutnant, und dann bedrückt ihn wohl auch das Bewußtsein seiner geradezu unwahrscheinlichen Körperfülle. Da kommt mal unser Kunoleiter, ein funkel-nagelneuer Oberleutnant aus einer preußischen Jägerabteilung, zu uns beiden her. — „Denken Sie nur“, nüstelt er den Leutnant an, „die Leute der Reiterkompanie haben einen Spitznamen für mich aufgebracht!“ — „So.“ meint der andere, „was sagen sie denn?“ — „Denken Sie nur, sie nennen mich den Grassober! Was kann man denn dagegen anfangen?“ — „Nichts“, meint der Dicke, „fröhlich Sie sich halt mit mir. Mich helfen sie im Graben die Schellenfaul! Und ich weiß auch nicht, was ich dagegen machen soll.“

Den Eingang unseres Kommandeunterlandes ziert eine weiße Marmorplatte, von einem luxuriösen Wappstein fassend, mit der Aufschrift: „Gott strafe England!“ Über Nacht ist dieselbe zerlegt

worden. Sie lautet jetzt: „Gott strafe England! aber, wenn möglich, recht bald!“

In einer mitteldeutschen Stadt veranstaltet das dort liegende Urtag-Battalion zugunsten der Hinterbliebenen seiner Regiments eine Verlosung und verkauft das Los zu einer Mark. Um vor allem auch die Gefangenenkosten des Battalions zur regen Beteiligung heranzuziehen, wird als Anreiz durch Tagesloose jedem Mann, der mindestens zehn Lose nimmt, ein Urlaub von zehn Tagen in Aussicht gestellt. Der Erfolg ist überwältigend: jeder einzelne Mann des Battalions, bis zum ärmsten Leutnant herab, kauft seine zehn Lose und erwidert damit Anspruch auf zehn Tage Urlaub. Erklärung: Außer dem Urlaub erhält jeder Mann für jeden Urlaubstag zwei Mark Verpflegungsgeld, macht für die Zeit von zehn Tagen wronsig Mark. Barverdienst also immer noch zehn Mark.

Der schon etwas betagte Pfleger Bannemann ist ein guter Kerl, aber er steht auf dem Standpunkt, daß übermäßige Arbeit als gesundheitschädlich zu

vermeiden ist. Um zwölf Uhr ist Mittagstunde für die Pfleger. Eines Tages trifft ihn Schwester Theodora kurz vor halb zwölf Uhr im Schwefelwassersprudler dabei an, wie er unentwegt in den Speisekammerhintertrittet. Sie verläßt das Zimmer und findet ihn nach zwanzig Minuten immer noch in dieser eigenartigen Stellung. Auf ihre Frage, worauf er denn warte, erzählt sie die fonderbare Antwort: „Oh nicht; ich hab' mir bloß überlegt, ob ich vor Mittag noch was arbeiten sollte!“

Ein Gebiß könnte in Marktoe leicht verstaubt werden und muß deswegen vorher herausgenommen werden. So fragte ich neulich auch wieder eine Skante vor Beginn der Marktoe, ob sie falsche Zähne habe. „Nein,“ sagte sie, „aber falsche Haare.“

Mein Vetter Felix ist stets ein fauler Briefschreiber gewesen. Das kam noch daher, weil er mit der Rechtschreibung auf einem sehr bedenklichen Kriege-

fuße stand. Nun befindet er sich im Felde, und wenn er mal mit einer Liebesgabe bedacht sein will, bleibt ihm schon nichts übrig, als zum Zintenfisch zu greifen. Seines Feldiers bewußt, sucht er die schwebelhaften Episteln durch allerbund Anreden zu bemanteln. Da erhalte ich neulich einen Ketspostbrief von ihm, in dem er den Dank für empfangene Gaben abkattet und neue beifcht. Zum Schluß heißt es: „Entschuldige die schlechte Drogenschrift. Aber wir liegen gerade im schwersten Trommelfeuer.“

Der heilige Bonifazius!

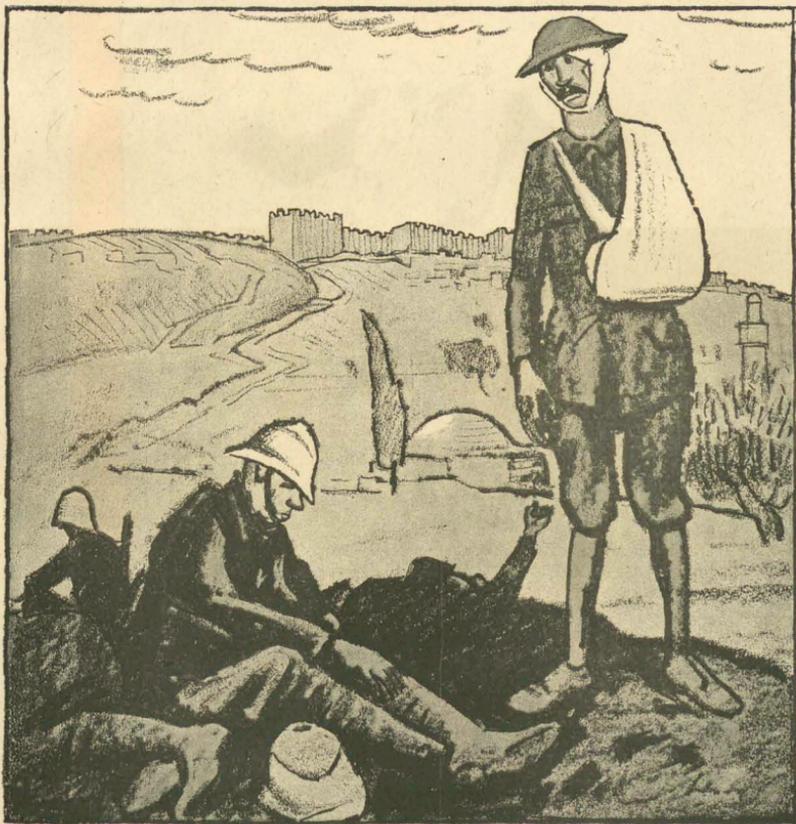
Königswort ist ein beliebter Ausflugsort für die Markensdörfer Kurgäste. Seine Schloßkapelle enthält als wertvollste Reliquie die Leiche des heiligen Bonifazius, die einst Papst Gregor XVI. dem Fürsten Metternich verehrt hat. Der Selige, der als Kind bei einer Christenverfolgung erschlagen wurde, ruht in einem Schrein unter dem Altar, so daß jeder, der seine Gebete beifügt

will, sich auf die Knie niederlassen muß. Er ist nicht mit dem heiligen Bonifazius, dem Apostel der Deutschen, zu verwechseln. Die Führerin aber, die auch heut wieder einem ganzen Schwarm schwebelhafter Kurgäste die Schätze von Gählig und Kapelle vorweist, hat den Seligen längst zum Heiligen avancieren lassen, ist es, daß sie bei dem Ansehen der ihrer Ehre vertrauten Kapelle diese Beförderung schuldig zu sein glaubt.

Heute aber kommt sie schloß damit an; denn ein Fremder, der seine widerpeftigen Kegerfnochen nur mit Mühe zu dem Fußfall bequem hat, richtet sich entrüstet auf und schreut sie an: „Was ist denn das für'n Unfug! Der ist ja ne Kindleiche. Der heilige Bonifazius wurde doch als alter Mann von den Heiden erschlagen.“ Wenn er aber glaubt, damit irgend einen Eindruck hervorgerufen zu haben, so irrt er gewaltig; denn ruhig und mit der schönen Unberührbarkeit eines glaubenshaften Gemütes erwidert die Angefahrene: „Dann ist doch eben seine Leich' als Kind.“

In Palästina

(Zeichnung von Wilhelm Scholz)



„Das da hinter uns ist Golgatha.“ — Ich kenne es, Johnny, aber unter Goot in Oberammergau hat es mir besser gefallen.“

Feldpost-Abonnements auf den „Euphemismus“ können bei den Feldpostanstalten jederzeit zum Preise von nur 6 Mark und 30 Pf. Zustellgebühr für das Vierteljahr bestellt werden. Zum gleichen Preise können Verwandte und Freunde von Kriegsteilnehmern für diese bei einer Buchhandlung oder ihrem Heimatpostamt abonnieren. Bei vollständiger direkter Zusendung unter Kreuzband belauf sich der Vierteljahrspreis einschließlich Porto auf 7 Mark. Euphemismus-Verlag, München.

General French in Irland

(Schizung von D. Gullswanzen)



„Mit dieser Waffe werde ich mehr Erfolg haben als mit dem Schwert in Flandern.“

Alte Kleider

Mit sieh leider nicht so reich die Hofe,
doh ich auf unfes Vaterlands Altar
ein älteres Jackett beneßt der Hofe
zu opfern in der frohen Lage war.

Drei Ideale oder vier indessen
stehn zur Verfügung, wenn sie wer begehrt.
Zwar sind sie hinten etwas durchgefessen,
jedoch im übrigen noch lobenswert.

Man braucht den Staub nur tüchtig anzuklopfen,
der — wie's so geht — im Lauf der Zeit entstand,
und allenfalls mit Messelgarn zu klopfen
den oben schon erwähnten Hintergrund.

Katzenbalt

Die Tüt

Beim am der Garnison X. wird die Funken-
telegraphie eingeführt und dem Reffert des Herrn
Oberbaurats A. angegliedert, der fortan auch hier-
für verantwortlich zu zeichnen hat. Die Anlage
selbst führt ein Diplomingenieur aus, den man sich
von der technischen Hochschule als Hilfsarbeiter
verpflichten hat. Als die Räume zur Aufnahme
der Apparate umgebaut und diese selbst aufgestellt
sind, übergibt der Ingenieur seinen hohen Chef
ein auf der Maschine sauber abgeschriebenes Me-
morandum, in dem die noch erforderlichen kleinen
Änderungen und Reanuschaffungen vermerkt sind.
Der Herr Oberbauamt überfließt die ihm fremden
Ausdrücke und stimmt nach angemessener Über-
legung mit der ihm treif seines höheren Amtes
innerwöhnenden höheren Sachkenntnis den Vor-
schlägen seines Untergebenen restlos zu.

„Volltion leben.“ liest er weiter. „Im Raume vier
fehlt eine Tüt. Die muß natürlich beschafft werden.“

„Was fehlt?“ fragt der Ingenieur.
„Man, eine Tüt. Wir wissen ja beide, um was es
sich handelt. Also die lebende Tüt muß unver-
züglich beschafft werden.“

„Übergeben Herr Oberbauamt — — —“

„Mein Gott, was haben Sie denn hier für Be-
denken, Herr Kollege? Sie hören ja, ich bin mit der
Beschaffung der Tüt vollkommen einverstanden.“

„Darf ich einen Augenblick um das Schriftstück
bitten? Der Ingenieur tut einen Blick hinein
und macht mit dem Bleistift eine kleine Änderung.

„Herzstück, Herr Oberbauamt, ein Fehler in der
Absteckel, es muß Tüt heißen. Im Raume vier
fehlt die Verbindungstüte zu Raum fünf.“

„Man ja.“ erwidert der hohe Vorgesetzte mit un-
erschütterlichem Ernst. „warum soll denn die nicht
beschafft werden? Die Mittel dazu sind doch an-
gewiesen.“